

Ferne Dinge

Autor(en): **Dietiker, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 46

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

17. November

== Ferne Dinge. ==

Don Walter Dietiker.

Vieler Ströme Wellen streben Meerwärts, ob ich nie sie sah. Und das weite Meer ist da, Unbekümmert um mein Leben.	An dem hohen Himmel schweben Sterne, die kein Auge sah. Und sie glänzen — aber nah Kommt es ihnen nie, das Leben.	Also weiß das All von Dingen, Die da ferne unserm Sein, Das so wichtig ist und klein, Ungekannt ihr Tun vollbringen,	
Und ein göttlich Walten ahnen Gläubig wir in lichten Höhen,	Das von Menschen ungefehnt Wandelt ungemessene Bahnen.		

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Auf dem Bahnhof wartete Bianchis Diener. Ein paar Freunde, Bewunderer von Martins Kunst, und seine beiden Schüler waren da. Sorella fand eine Vertraute, die sie empfing, aber Lis fehlte. Martin verabschiedete sich warm und dankbar von den drei Getreuen und fuhr nach Hause.

Im Eßzimmer war Licht, auch im Herrenzimmer nebenan. Lis' Wohnstube blieb dunkel. Als Martin klingelte, öffnete ihm das Mädchen in weißer Schürze und Häubchen, half ihm den Mantel ausziehen, öffnete die Türe zu seinem Zimmer und blieb ungeschickt wartend unter der Türe stehen. Es regte sich nichts.

„Wo ist meine Frau?“ fragte Martin. Das Mädchen sah nicht auf.

„Sie ist abgereist,“ sagte sie ganz leise. Martin starrte sie an. Das Mädchen nickte und sah immer noch zu Boden, wie jemand, der ein böses Gewissen hat, oder der dem andern einen Schmerz antun muß.

Martin fragte nicht weiter. Er wußte, daß Lis ihn verlassen hatte. Langsam wusch er sich und änderte seine Kleider, dann ging er hinüber in das Eßzimmer bis zu dem gedeckten Tisch. Darauf aß und trank er, was das Mädchen ihm brachte, aber er konnte nichts denken, noch irgend etwas empfinden. Ihm war, als stehe riesengroß ein grinsendes Gespenst vor ihm und sage: Sie ist abgereist. Wohl hundertmal sagte es das gleiche. Dazwischen aß und trank er wieder, und darauf murmelte das Gespenst: Sie ist abgereist, so lange, bis er es glaubte.

V.

Es war viele Monate später. Eine große wohlthuende Stille umfing Martin Born. Kein Brunnen plätscherte in dem kleinen, armeligen Dörflein, in das er sich geflüchtet hatte. Die paar Menschen, die durch die einzige enge Gasse, in der die Häuser sich zu beiden Seiten beinahe berührten, ihrer Arbeit nachgingen, schwiegen und die Schneeberge, die im Glanz der Sonne sich den schmalen, schwarzgebrannten Häusern gegenüber erhoben, redeten ohne Worte. Sie und da warf ein Geier seinen kreischenden Schrei durch die Luft und lockten sich die Murretiere oder warnten mit gellendem Ruf die Nachbarn, wenn sie den Schatten des großen Vogels über sich glaubten.

Es war Abend. Martin stand lange am Fenster. Die unendliche und unbegreifliche Majestät der Gletscher wiegte ihn ein, daß er auf Stunden vergessen konnte, was gewesen. Doch wenn sich die jähen Schatten auf die Alp, auf der das Dörflein stand, herniedersenkten, vermochte er es noch nicht, sich loszureißen aus dem Bann seiner wunden Gefühle, die ihn bei Tag bedrückten und des Nachts nicht schlafen ließen.

Und als die Sterne kamen, sah er noch da und merkte nicht, daß die Zeit des Abendbrotes vorbei und daß es dunkel und trostlos öde war in der großen niedern Stube aus altersschwarzem Föhrenholz, aus dem die eingekerbten Sprüche hell aus der Dunkelheit leuchteten.

Erst als das eintönige Betglöcklein läutete, fuhr er auf, zündete die Lampe an, sah in dem Schränkchen der